Verwelschtes Deutsch.

Ein Franzose, der in Gefangenschaft deutsch lernte.

Der Freiburger Rechtslehrer, Prof. Kantorowicz, veröffentlichte im Schwäbischen Merkur die Uebersetzung eines „Eingesandt", das er im Oktoberheft der Revue de l'Enseignement supérieur gefunden haben will. Der Einsender, der als Geschichtslehrer an einer kleineren französischen Hochschule vorgestellt wird, schreibt (wir verkürzen den Wortlaut ein wenig):

Neulich stellte ich meinen Hörern im Anfängerseminar für Kulturgeschichte die Aufgabe, irgendeinen kurzen Aufsatz über „deutsche Sitten" zu verfassen. Die meisten brachten irgendeine Einzelheit aus den deutschen Greueltaten in Belgien oder über die Mißhandlung unserer Gefangenen in Deutschland; einer dagegen, Alphose P., schrieb einen Aufsatz über „Der Deutsche bei Tische". Ich muß vorausschicken, daß P. vier Jahre in Deutschland gefangen gewesen ist, zu landwirtschaftlicher Arbeit auf einen reichen Gutshof gesandt, aber von der Gutsherrschaft als Hauslehrer verwandt worden war; er behauptet hartnäckig, ganz wie ein Familienmitglied behandelt worden zu sein. Ich gebe nun aus seinem Aufsatz ein Stück zur Probe wieder:

L'Abendbrote est gewöhnlichement moins umfangreich que le Mittagessene. On speise chez sol (à la aus), au Gasthof, à la Wiederherstellung, qui quelquefois n'est qu'un Zubehör d'un magasin de Zartgefühl, soit à prix fixe, soit nach dei Kart, ou à la Fremdeneim — endlich: on a la Qual der Wahl. Quand on est eingelade à Abendbrote, on dit que l'on speise en ville. Une servante, souvent la Kindermaedchène, met les Gedecks; la nappe et les Mundtuchs doivent toujours être reinliches. Quand tout est bereit, la Dienstmaedchène annonce: Gnaefrau est angerichtète, ce qui veut dire que l'on peut se mettre à table. S'il y a Gesellschaft, on auffordère d'abord une dame. Chez nous, le grandvatère, un ehemalig Pfarrère, disait les graces après l'Abendbrote — telle était l'Ueberlieferation de la famille.

Sie können sich, Herr Schriftleiter, meine Entrüstung denken, als ich dieses ekelerregende, bochifierte Französisch vorgesetzt bekam. Ich wies den P. vor versammeltem Seminar warnend darauf hin, daß er, indem er die Sprache des besiegten Barbaren gelernt, die der siegreichen Republik vergessen und ihr heiliges Gewand durch deutsche Flecken über und über besudelt habe, ja sogar in der rohesten und geschmacklosesten Weise aus germanischen Stämmen und lateinischen Endungen neue Worte gebaldet habe, die weder französisch noch deutsch seien und überhaupt keiner menschlichen Sprache angehörten. Als ich unter großem Beifall geendet hatte, erwiderte P. ganz ruhig, er habe geglaubt, wenn er deutsche Sitten beschreiben solle, so täte er dies am stilgerechtesten, wenn er auch in der Form die deutsche Sitte beobachte; nun hätten aber die Deutschen, besonders die Gebildeten, die Gewohnheit, beim Sprechen und Schreiben genau so zu verfahren, wie ich das eben getadelt habe. P.'s ruhige Art und sein tadelloses Französisch machten Eindruck auf mich, ich forderte ihn auf, zur Bekräftigung seiner mir ganz neuen Behauptung seinen Aufsatz nunmehr deutsch niederzuschreiben. Er tat dies wie folgt:

Das Souper ist regulärweise weniger substantiell als das Diner. Man diniert bei sich (en famille), im Hotel, in der Restauration, die manchmal nur Annex eines Delikatessengeschäfts ist (bald zu festem Preis, bald à le carte), oder ineiner ePnsion — enûn, man hat den embarras de riebesse. Macht man eine Soupervisite, so nen man das auswärts soupieren. Die Soupers in den Restaurationen sind weniger teuer als die Diners. — Ein Dienstbote, oft die Bonne, legt die Couverts auf; Tischtuch und Servietten müssen immer propper sein. Wenn alles komplett ist, meldet die Bonne: Madame, es ist serviert oder: das Souper ist serviert; das soll heißen, man möge zu Tisch gehen. Findet eine Soiree statt, so engagiert man zuerst eine Dame. Bei uns sprach der Großpapa, ein Ex-Pastor, nach dem Souper ein Dankgebet, dies war in der Familie Tradition.

Als ich nun diese Zeilen meinem Amtsbruder für deutsche Sprache, Professor Sch. zeigte, beglückwünschte mich dieser lachend zu meinem begabten Schüler und sagte, daß P. wunderbar den deutschen Verkehrston einer reichen Familie getroffen habe. Allerdings sei das noch die Reinheit selber im Vergleich zu der Sprache der Wissenschaft: er holte mir sogar eine Denkschrift der Berliner Akademie der Wissenschaften herbei, in der sich diese gegen gewisse Verdeutschungsbestrebungen wandte; Sch. behauptete, die Denkschrift sei von einem bekannten deutschen „Germanisten" verfaßt, dessen Name mir entfallen ist; doch halte ich dies für einen Witz meines geistreichen Amtsgenossen. Dieser sagte noch, und wurde hierbei sehr ernst, daß nicht alle jungen ranzosen ein so feines Sprachgefühl hätten wie mein Schüler; viele hätten sich im eFlde oder in der Gefangenschaft deutsche Ausdrücke angewöhnt, die sie nun unbedenklich einmischten. Zwar würden französischer Geschmack, französischer Stolz und französische Klarheit niemals dulden, daß Sprache und Schrifttum, die in diesem Kriege unsere besten Bundesgenossen gewesen seien, je so verkommen würden wie im Lande der „uKltur", aber eine große Gefahr sei doch nicht zu verkennen.

Professor Kantorowicz fügt launig hinzu: Sollte ein Leser den oben übersetzten Aufsatz an der angegebenen Stelle vergeblich suchen, so würde dies seine Gründe haben.

Das Ende des Wienerwaldes.

Wien, im Januar. In Frankfurt, in der Gallusanlage, lebt ein bemerkenswerter Baum, bemerkenswert, wenn auch kein Stern seiner in den Reisehandbüchern gedenkt. Einen klafterlangen Riß hat jener alte Stamm in der Seite. Wäre r ein gewöhnlicher Wald- und Wiesenbaum, so würde in seiner Höhle wohl ein Wespenschwarm brodeln oder es hätte bereits fortschreitende Fäulnis den ganzen Stamm vertilgt. Des warzigen Alten Karies ist aber kunstvoll plombiert, mit Ziegeln und Zement und er lebt gesund ins Methusalemische weiter. Wenn es aber Bäumen gegeben ist, von einander zu träumen, wie es von Fichte und Palme berichtet wird, so mag jetzt im Wienerwald mancher Stamm, die Axt verspürend, in seinem Sterbestündchen sehnsuchtsvoll an den Kameraden in der Gallusanlage denken, an ein Zeitalter, an eine Welt überhaupt, in der Bäume geschont werden. Die Wiener frieren zwar und können sich selbst ihr mageres Süppchen nicht warm machen, — was hat aber ein Wald für Menschenleid übrig! Diese beweglichen Kreatürchen, die einen würdevollen Wald überaus komisch anmuten müssen, sind doch höchstens nur dazu in die Welt gesetzt, um sich zusammenzutun und den Wald mehrstimmig, lautschallend, wie wenn dieser hellhörige Lauscher halb taub wäre, zu fragen, wer ihn erschaffen hat, gelegentlich auch dazu, um zu zweien darin lustwandelnd Herzen und Buchstaben in die Rinden zu kratzen und, wenn es am höchsten zugeht, einsam darin zu gehen, so für sich hin, um nichts zu suchen. Jetzt aber macht der Wienerwald die gefährliche Bekanntschaft einer anderen Menschenart des rabiat gewordenen Wieners, der um einige lebenfristende Kalorien mit dem Aufwand letzter Energie kämpft.

Und so hat sich denn des Wieners vielbesungener Wald in Bewegung gesetzt. Nicht so wie jener im „Macbeth". Tausende und Abertausende verschleppen den Wienerwald brockenweise, scheitweise. Selbst bei Nacht und vorzugsweise bei Nacht, bei gespenstischer Karbidbeleuchtung rumoren Menschenmeuten im Wald mit Hacken und Sägen, es ist die Bartholomäusnacht des Wienerwaldes. Zuerst ging es bloß um das Abfallholz, dann [illegible] die Praxis allmählich weitergehende Gewohnheitsrechte, und jetzt ist der ganze Waldgürtel um Wien in Gefahr. „Zuerst leben . . ." lehrt der lateinische Spruch, und wer mag es der heute unter dem Griff des Todesengels sich windenden Millionenstadt verargen, wenn sie sich ihr Leben verlängern will. Es gäbe ja wohltönende Einwände von Pietät, von Volksgesundheit, von den Waldfreuden, die man kommenden Geschlechtern raubt, und Fachleute weisen auch darauf hin, daß die Ausrodung des Wienerwaldes im nordöstlichen Teile, wo Buchen mit Eichen gemischt sind, zu einer Verkarstung führen wird, und im südwestlichen, wo sich der Buche die Tanne gesellt, zu einer „Vernässung", was in jenem wildbachreichen Gebiet eine Ueberschwemmungsgefahr für Wien bedeutet. Aber käme selbst die Sintflut morgen, wer denkt heute daran, handelt es sich doch darum, den Säugling vor dem Erfrieren zu retten, dem Kranken die Suppe zu kochen. Allerdings wird eingewendet, die meisten Freibeuter des Wienerwaldes seien nicht arme Leute, nicht Selbstversorger, sondern Schleichhändler, die sich der „Maske der Armut" bedienen, die das Brennholz, das sie scheitweise auf Eisenbahn und Elektrische in die Stadt schleppen, um es — das Kilogramm zu 2½ bis 3 Kronen — zu verkaufen. Mancher Moralist weiß es sogar genau, daß nicht weniger als neun Zehntel der Holzfäller Schleichhändler sind. Wie soll man den Gerechten vom Ungerechten scheiden? Soll man um dieses willen auch jenen strafen, — hatte doch selbst der alttestamentarische Herr um eines einzigen Gerechten willen ganz Sodom verschonen wollen.

Etwas will immerhin die niederösterreichische Landesregierung für den Wienerwald tun. Kann der Untergang nicht verhütet werden, so soll er wenigstens — geregelt werden. In einer neun Paragraphen umfassenden Verordnung. Das Wesen dieser Bestimmungen ist, daß der Verkauf des selbstgefällten Holzes untersagt wird, daß Holzfällungs-Erlaubnisscheine ausgegeben werden und daß nur jene Stämme gefällt werden dürfen, die durch besonderen Farbenanstrich gekennzeichnet werden. Es wird wohl ein Beamter auf seinem Schimmel durch den Wald reiten, streng die Stämme mustern, die unter seinem Blick wie Schulbuben erschauern werden, und der Mann wird als Herr über Tod und Leben mit seinem Pinsel nach rechts und links seine Farbenzeichen hinklecksen. Hinter ihm wird die Menge mit den Mordgeräten einherstürmen und die gezeichneten Opfer richten. Der Mann mit dem Pinsel wird aber immer neuen Bäumen den Judaskuß verabreichen müssen, wenn vermieden werden soll, daß die Menge auch Stämme ohne Todesurteil lynche. So kommt es schließlich nur auf die Reihenfolge der Hinrichtungen an. . . Wüßte man es heute, um wieviel schweizerische Centimes die Krone, um wieviel Celsiusgrade die Temperatur in den nächsten Wochen und Monaten sinken wird, so könnte man es auf den Tag genau berechnen, wann das letzte Scheit vom Wienerwald sich in ein Rauchwölkchen verflüchtigt haben wird. Dann werden noch eine Zeitlang Tausende hinpilgern, um die leere Stätte, wo man nun diesmal den Wald vor lauter abgeholzten Bäumen nicht sehen wird, zu begaffen, wie man seinerzeit im Louvre den leeren Platz der gestohlenen „Mona Lisa" gesehen haben mußte. . . .

Der Enkel aber — ach, was alles erwarten wir vom Enkel — wird sich wundern, daß es eine Zeit gab, in der die Menschen Erz und Kohle verpraßten, um sich gegenseitig umzubringen, sich in Gräben und Höhlen einschanzten, wo sie ihre steifen Glieder an Feuern wärmten, die sie mit zerstückelten Klavieren und zerstückelten Dreschmaschinen speisen mußten, eine Zeit, in der Heere wie Dampfwalzen hin und her über fruchtbare Fluren stampften, im Rückzuge zuweilen Triften und Speicher und gefüllte Kammern den Flammen preisgebend, eine Zeit, in der eine Millionenstadt gezwungen ist, die Schätze seiner Kunsttempel auf Grund eines höllischen Paktes mit dem Valutateufel Schächern zu überlassen, gezwungen ist, die Schönheiten der Natur um sich herum roh zu zerstören, um noch einen Tag, einen Tag vielleicht noch, leben und atmen zu können. . .

A. J. Storfer.

Europäische Post.

Erzbergers Besuch in Stuttgart.

„Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes", das Thema seiner Rede.

Stuttgart, 4. Jan. In einer Parteiversammlung des Zentrums, zu der auch in beschränkter Zahl Karten an Nichtangehörige der Partei abgegeben worden waren, sprach heute nachmittag der Reichsfinanzminister Erzberger im Kuppelsaal des Kunstgebäudes über „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes". Schon lange vor Beginn der Versammlung umlagerten große Menschenmengen den Eingang des Kunstgebäudes und forderten Einlaß, der ihnen nicht gewährt werden konnte, weil alle Karten schon seit Samstag ausverkauft waren.

Mit einer Verzögerung, die dadurch nötig wurde, daß die Besucher sich nur mühsam durch die Menge zum Eingang drängen konnten und deshalb nur allmählich den Saal füllten, eröffnete der Vorsitzende der Stuttgarter Zentrumspartei, Redakteur Hanser, die Versammlung. Sodann nahm

Reichsfinanzminister Erzberger

das Wort:

Seit Bestehen des Reiches hatte noch keine Regierung so schwere Aufgaben, wie die gegenwärtige. Der verlorene Krieg und der Umsturz der alten Staatsordnung hatten Deutschland vor die Gefahr des völligen Untergangs gestellt. Daß der Zusammenbruch nicht schon früher erfolgt sei, wie das Bismarck im dritten Band seiner „Gedanken und Erinnerungen" als wahrscheinlich hingestellt hat, ist bei der jetzt durch die Kaiserlichen Briefe und Randbemerkungen bekannt gewordenen Politik des Kaisers wirklich verwunderlich. Nach dem 9. November hatten die bisher herrschenden Kreise so völlig den Kopf verloren, daß zum Beispiel die Kaiserin von einem Sozialdemokraten, dem alten Moltenbuhr, nach Holland zu ihrem Mann gebracht werden mußte. Die Parteien, die die Regierung übernahmen, haben in Wahrheit das Reich vor dem blutigen Bürgerkrieg gerettet. Sie dagegen, wie von der jetzigen Opposition auf der Rechten geschieht, für die Politik der Kriegszeit verantwortlich zu machen, ist Geschichtsfälschung. Alle Beschlüsse der Reichstagsmehrheit wurden ja von der Militärgewalt sabotiert. Ebenso falsch und eine unerhörte Beleidigung des opferfreudigen und nur zu geduldigen Volkes ist die Behauptung, die „Revolution habe der Front den Dolch in den Rücken gestoßen". Die militärische Führung hat vielmehr den Waffenstillstand gefordert, und ihre Hauptschuld ist, daß sie es erst tat, als das Volk bis zum äußersten erschöpft und keine Möglichkeit mehr zu weiterem Widerstand war. Daß das Volk solange aushielt und nicht rechtzeitig ein Umkehren vom Weg in's Verderben erzwang, lag an dem System der Täuschung über die wahre Lage, das vom Kriegspresseamt durchgeführt wurde. Wenn der Regierung aus der — unvermeidlichen — Unterzeichnung des Versailler Vertrags heute ein Strick gedreht werden soll, so ist zu sagen, daß sie erst erfolgte, nachdem die Leiter der Einzelstaaten erklärt hatten, daß die Weigerung den Zerfall des Reiches durch Abschluß von Sonderfrieden zur Folge haben werde. Die rechtsstehenden Parteien haben damals auf das Angebot, sie sollten die Regierung übernehmen, „Erwägungen" angekündigt, und das sechs Stunden vor dem drohenden Einmarsch der Feinde, der besonders von Marschall Foch heiß ersehnt wurde.

Nein, nicht die „Heimat" ist der Front in den Rücken gefallen, nicht die jetzigen Regierungsparteien haben Schuld am Zusammenbruch, sondern es war eine militärische Niederlage. Als ich zu den Waffenstillstands-Verhandlungen nach Compiègne durch die deutsche Front fuhr, teilte mir ein deutscher General mit, er habe von zwei Divisionen noch 437 und 349 Mann zur Verfügung statt 40,000. Wenn da der Feind angriff, war natürlich die Linie nicht zu halten.

Möglichkeiten zum Frieden

zu kommen, hat es mehrmals gegeben, so Ende 1916 und im September 1917 und das letztere, obwohl im Juli der Czerninsche Bericht über die Lage in Oesterreich in London bekannt geworden war, übrigens schon früher, als ich von ihm in Frankfurt im vertrauten Kreise Mitteilung machte.

Wenn der zur Klarstellung der Tatsachen von der Nationalversammlung eingesetzte Ausschuß seine Arbeit beendet haben wird, so werden die Geschichtsfälschungen, mit denen man von rechts gegen uns Sturm läuft, in ihrer Haltlosigkeit bewiesen sein. Wer ein gutes Gewissen hat, braucht vor dem Ausschuß nicht nervös zu werden.

Die Gegenwart des deutschen Volkes steht im Zeichen der Koalitionsregierung. Möglich waren drei Kombinationen: Zentrum und Sozialdemokratie, Sozialdemokratie und Demokratie, endlich alle drei Parteien zusammen. Diese dritte Koalition ist durch die Grundsätze der Freiheit und der Demokratie zusammengehalten und muß aufrecht erhalten werden.

Wenn man dem Zentrum aus dem Zusammengehen mit der Sozialdemokratie einen Vorwurf machen will, so ist dem entgegenzuhalten, daß nur durch Mitwirkung des Zentrums in der Schuldfrage ein leidliches Kompromiß erzielt und die Sozialisierung nicht übereilt wurde.

Hier wurde der Redner durch die Mitteilung der Polizei, daß 5000 Menschen auf dem Schloßplatz ihn zu hören wünschten, zu einer Unterbrechung seiner Ausführungen veranlaßt. Während er von einem Balkon aus zu der Menge sprach, nahm Ernährungsminister Graf das Wort zu kurzen Mitteilungen über die jüngste Preiserhöhung für landwirtschaftliche Erzeugnisse. Nach einer knappen halben Stunde erschien Minister Erzberger wieder am Rednerpult und fuhr nach der kurzen Bemerkung „wenn er wieder in Stuttgart rede, müsse man einen größeren Saal nehmen", in seinen Ausführungen fort:

Drei große Ziele

Die Regierung in ihrer Gesamtheit hat drei große Ziele auf dem Gebiet der Finanzreform: Die Wiederherstellung geordneter Etats-Wirtschaft, die seit dem 1. Oktober 1919 erreicht ist, das Gleichgewicht zwischen ordentlichen Einnahmen und Ausgaben, das nach Verabschiedung der noch ausstehenden Steuervorlagen im Jahre 1920 erreicht werden wird, und die soziale Gestaltung des Steuerwesens.

Man muß hart zugreifen, wenn man 24 Milliarden durch Steuern aufbringen soll. Vor dem Krieg betrug das deutsche Nationaleinkommen etwa 40 Milliarden. Wenn es nicht bedeutend gestiegen wäre, wäre solches Steueraufkommen natürlich unmöglich. Wir rechnen mit einer Erhöhung des Nationaleinkommens auf 80 bis 100 Milliarden; trifft dies nicht zu, so können auch die 24 Milliarden nicht aufkommen.

Die soziale Gestaltung ist dadurch gewahrt, daß 75 Prozent der Steuern auf die Besitzenden gelegt sind, nur fünfundzwanzig Prozent auf den unentbehrlichen Konsum. Dabei ist die schaffende Arbeit tunlichst geschont und die Belastung des Besitzes geschieht unter Garantie für die Aufrechterhaltung der Betriebe. Besondere Rücksicht ist auf die kleinen Rentner genommen, auch beim Reichsnotopfer, das bei kleinen Rentnern mit Vermögen bis zu 100,000 Mark und Einkommen unter 6000 Mk. erst vom Nachlaß gezahlt werden muß, bei Rentnern mit Vermögen bis 300,000 Mark bis zum Tode gestundet werden kann, wenn sonst die Existenz der Rentner gefährdet erscheint.

Die Reichseinkommensteuer,

die am 1. April in Kraft tritt, bringt sogar für die unteren Stufen teilweise eine Mindestbezahlung gegenüber 1919. Die höheren Stufen sind dafür umso schärfer gefaßt, und auch durch die Kapitalertragssteuer getroffen. Zwei neue Vorlagen werden der Nationalversammlung zugehen: die Körperschaftssteuer belegt das Einkommen aller Körperschaften mit einer Steuer von 10 Prozent bis höchstens 30 Prozent, wobei auch die sogenannte „tote Hand" erfaßt wird; die Ergänzungssteuer tritt teilweise an die Stelle der Vermögenszuwachssteuer und trifft die Kapitalien, die sich neu bilden, mit Abgaben von 10 Prozent. Aber auch: wer ein großes Einkommen, anstatt zu sparen, glatt aufzehrt, also verschwendet, wird von der Ergänzungssteuer getroffen, und zwar in dreifacher Höhe, mit 80 Prozent. Diese Steuer setzt aber erst bei Einkommen von zum Beispiel 35,000 bis 40,000 Mark bei Verheirateten ein.

Damit ist die Steuergesetzgebung, soweit sie direkte Steuern bringt, abgeschlossen.

Was die angebliche Befürchtung der Opposition betrifft, die Entente würde gerade das Reichsnotopfer beschlagnahmen, so erwidere ich, daß unsere Feinde, wenn sie Appetit auf 1000-Markscheine haben, diese direkt von der Reichsdruckerei erhalten könnten. Der Umweg übers Publikum wäre unnötig.

An indirekten Steuern

ist zu nennen die Tabaksteuer, die 1200 Millionen bringen soll, und die Umsatzsteuer, die jeden Verbraucher trifft, und 4 Milliarden ergeben soll. Da kann man nicht von einseitiger Klassenpolitik sprechen. Die Valutafrage wird nur durch ausländische Kredite gelöst werden können und durch Wiedergesundung des Volkes, die zur Neubildung des Arbeitswillens führt. Hier sind Fortschritte unverkennbar. Ich bin hierin bewußt Optimist, weil nur das Vertrauen auf den gesunden Sinn des Volkes uns retten kann.

Unsere Zukunft? Ohne ein Prophet zu sein, kann ich sagen: Ein 60-Millionenvolk kann nicht sterben. Es wird leben und seine Aufgaben erfüllen. Diese sind von dreierlei Art: staatspolitische, innenpolitische, außenpolitische.

Staatspolitisch müssen wir

zum Einheitsstaat

gelangen, weil er billigere Verwaltung ermöglicht, die Loslösungsbestrebungen verhindert und den Anschluß der noch außerhalb des Reiches stehenden Deutschen vorbereitet. Mit der Zentralisation muß aber weitgehende Dezentralisation parallel gehen, die den Stämmen Selbstverwaltung auf allen kulturellen Gebieten sichert. Hindernis der Vereinheitlichung waren früher die Dynastien. Napoleon hat durch seine Mediatisierungen der deutschen Einheit vorgearbeitet; Clemenceau setzt dies fort, indem er die Länder solidarisch bürgen läßt für die Wiedergutmachungen.

Innerpolitisch sind unsere Hauptaufgaben:
die Gesundung des Wirtschaftslebens,
demokratische Politik,
beides auch Faktoren der äußeren Politik. Noch geben sich weite Kreise keine Rechenschaft über die wahre Lage. Luxus darf es nicht mehr geben.

Die Kohlennot

bekämpfen wir durch Bergmannsfürsorge, besonders Wohnungsbau. Wir müssen unsere Kohlenerzeugung von 110 Millionen Tonnen im kommenden Jahre um 25 bis 30 Millionen Tonnen steigern, müssen die Braunkohlenlage ausnutzen und die Wasserkräfte ausbauen.

Die drohende Lebensmittelnot

hoffe ich durch Kredite, über die in Holland verhandelt wird, zu bekämpfen. Ferner sind unsere Feinde nach Artikel 235 des Friedensvertrages verpflichtet, uns aus der ersten Zahlung von 20 Milliarden nach Eintritt des Friedens mit Rohstoffen und Lebensmitteln, allerdings nach ihrem Ermessen, zu versorgen. Der Bedarf ist sehr groß, denn die Ernte an Kartoffeln und Getreide reicht nicht.

Die gebundene Wirtschaft muß lange beibehalten werden. Zur Hebung der Arbeitsfreude ist die Verabschiedung des Betriebsrätegesetzes nötig. Die Bezirkswirtschaftsräte und den Reichswirtschaftsrat brauchen wir u. a. zur Mitarbeit im Reichssteuerwesen. Die Beamtenbesoldungsreform muß am 1. April in Kraft treten. Sie sieht in 12 Gehaltsklassen die Zusammensetzung des Einkommens aus Grundgehalt, Ortszulage mit Teuerungszuschlag, der alljährlich festgesetzt wird, und Kinderzulagen vor. Der Höchstgehalt muß kürzer als bisher erreicht werden.

Der Wohnungsnot

soll ein Wohnungsprogramm abhelfen, daß Beihilfe zum Bau von 21,000 Wohnungen im Jahre vorsieht. Die Mieten werden sich ungefähr um 50 Prozent höher als im Frieden stellen, während sie bei freier Wirtschaft auf das zehnfache steigen müßten. Von den Besitzern der alten Häuser sollen zum Ausgleich Abgaben erhoben werden. Mit den Bauten für Bergarbeiter werden wir mit 46,000 neuen Wohnungen im Jahr rechnen können. Sobald wir irgend möglich müssen die Wahlen für den neuen Reichstag ausgeschrieben werden. Dabei wird der Regierungsblock den Wahlkampf tunlichst geschlossen zu führen haben. Wie sich die Zukunft gestalten mag: An der demokratischen Entwicklung des Reiches im christlich-sozialen Sinne halten wir fest. Je ärmer und gedrückter unser Vaterland, desto größer unsere Liebe zu ihm. (Langanhaltender Beifall.) Der Abg. Hanser schloß die Versammlung mit Dankesworten an den Redner und mit einem Hoch auf das deutsche Vaterland.

Tumultszenen auf dem Schloßplatz.

Reichsfinanzminister Erzberger spricht im Kunstgebäude! Diese Nachricht hatte Tausende von Menschen mobil gemacht, die sich auf dem Schloßplatz vor dem Kunstgebäude versammelten, um den „Steuer"mann des Deutschen Reiches zu hören oder ihn doch wenigstens zu sehen. Der Vortrag wurde als reine Parteiangelegenheit des Zentrums betrachtet. Deshalb wurden Zuhörer auch nur gegen Einlaßkarten eingelassen. Der Zudrang war ein derart großer, daß der Saal bei weitem nicht ausreichte. Welches Interesse man dem Vortrag entgegenbrachte, konnte man darin erblicken, daß 100—200 Mk. für die Eintrittskarte geboten wurden. Die Menge, die sich vor dem Kunstgebäude versammelte, war der Auffassung, Erzberger hätte öffentlich sprechen sollen. Man versuchte nun, unter allen Umständen in die geschlossene Versammlung hineinzukommen. Aus sicherheitspolizeilichen Gründen mußte natürlich der weitere Zudrang zu dem überfüllten Saal abgewehrt werden. Dadurch stieg aber die Erbitterung in der Masse noch mehr. Laut schreiend forderte man, daß Erzberger vor der Menge sprechen solle. Alle Mittel, die erregte Menge zu beruhigen, blieben erfolglos, zumal einzelne Personen unter ihr waren, die die Erregung der Versammlung noch mehr schürten. Immerfort wurde von den Polizeiorganen versucht, die Menge zu beschwichtigen. „Er muß heraus! Erzberger muß vor uns reden!" schrie man entgegen.

Inzwischen hatte der Vortrag seinen Anfang genommen. Die Menge gebärdete sich immer toller und versuchte, die Türe des Eingangs einzudrücken, um die Versammlung zu sprengen. Der Schutzmannschaft gelang es hingegen, die Eindringlinge abzuwehren. Es muß dem Verhalten der Schutzleute den Erregten gegenüber volle Anerkennung gezollt werden. Sie behielten in der gefährlichsten Lage volle Geistesgegenwart und Ruhe. Da man nun kein anderes Mittel zur Beschwichtigung mehr fand, versuchte man, den Reichsfinanzminister zu bewegen, vor der Menge zu sprechen. Der Minister schien aber seinen Vortrag nicht unterbrechen zu wollen. Inzwischen wurde die Lage immer kritischer. Die Menge schickte sich zum Sturm an. Erzberger sagte daraufhin zu, nach dem Vortrag zu der Masse sprechen zu wollen. Dies den Erregten klar zu machen, war unmöglich. Laut tönten die Zurufe wie: „Er lügt! Er schwindelt! Innerhalb 5 Minuten muß er da sein!" Bei dem weiter sich fortgehenden Drängen vor dem Eingange wurde schließlich eine Türe abgebrochen und ein Polizeiinspektor dadurch verletzt, daß ihm einige Rippen eingedrückt wurden. Diese wüsten Szenen fanden nur dadurch ihr Ende, daß Erzberger nun doch redete und seinen Vortrag im Saale unterbrach. Der Minister sprach vom Fenster aus gegen den Olgabau zu. Was Erzberger sprach, wurde kaum verstanden. Es genügte aber vollkommen, daß er sprach! Die Erregung legte sich nun ganz plötzlich. Als nach 10 Minuten während der Ansprache Erzberger mit einem dreimaligen Hoch auf das deutsche Vaterland schloß, stimmte die Menge lebhaft mit ein. Nunmehr konnte Erzberger in seinem Vortrag fortfahren, während sich die Menge zerstreute.

Die Flecke.

In der Dorotheenstraße zu Berlin steht das Gebäude der Kriegsakademie. Ein roter Ziegelbau im Geschmack jenes wilhelminischen Zeitalters, dem die Fassade über alles ging. Diese Fassade nun ist ziemlich nüchtern, dunkelrot und langweilig. Unten, in guter Mannshöhe, läuft um das ganze Haus eine Granitlage herum, Platte an Platte.

Diese Platten sehen seltsam aus: sie sind weißlich gefleckt, der braune Granit ist hell an vielen Stellen. Spuren von früheren Dingen . . . Was mag das sein?

Ist er weißlich gefleckt? Aber er sollte rötlich gefleckt sein. Hier hingen während der großen Zeit die deutschen Verlustlisten aus.

Hier hingen — fast alle Tage gewechselt — diese schrecklichen Zettel aus, diese endlosen Listen mit Namen, Namen, Namen . . . Ich besitze die No. 1 dieser Dokumente: da sind noch sauber die Truppenteile angegeben, wenig Tote sind auf der ersten Liste, und sie war sehr kurz, diese No. 1. Ich weiß nicht, wie viele dann herausgekommen sind — aber sie gingen hoch hinauf, bis über die Nummer tausend. Namen an Namen — und jedesmal hieß das, daß ein Menschenleben ausgelöscht war oder („vermißt") für die nächste Zukunft ausgestrichen — oder verstümmelt, schwer oder leicht.

Da hingen sie, da, wo jetzt die weißen Flecke sind. Da hingen sie, und vor ihnen drängten sich Hunderte schweigender Menschen, die ihr Liebstes draußen hatten und zitterten, daß sie den Namen, diesen einzigen Namen unter all den Tausenden hier lesen würden. Was kümmerten sie die Müllers und Schulzes und Lehmanns, die hier aushingen! Mochten Tausende und Tausende verrecken — wenn er nur nicht dabei war! Und an dieser Gesinnung ertüchtigte der Krieg.

Und an dieser Gesinnung lag es, daß er vier lange Jahre so gehen konnte. Wären wir alle für einen aufgestanden, alle wie ein Mann —: wer weiß, ob es so lange gegangen wäre. Man hat mir gesagt, ich wüßte nicht, wie der deutsche Mann zu sterben wisse. Ich weiß es wohl. Ich weiß aber auch, wie die deutsche Frau zu weinen weiß — und ich weiß, wie sie heute weint, da sie langsam, qualvoll langsam erkennt, wofür er gestorben ist. Wofür . . .

Streue ich Salz in die Wunden —? Aber ich möchte das himmlische Feuer in die Wunden brennen, ich möchte den Trauernden zuschreien: Für nichts ist er gestorben, für einen Wahnsinn, für nichts, für nichts, für nichts.

Im Lauf der Jahre werden ja diese weißen Flecken da langsam vom Regen abgewaschen werden und schwinden. Aber diese andern da kann man nicht tilgen. In unsern Herzen sind Flecke eingekratzt. Spuren, die nicht vergehen. Und jedesmal, wenn ich an der Kriegsakademie mit ihrem braunen Granit und den weißen Flecken vorbeikomme, sage ich mir im stillen: Versprich es dir. Lege ein Gelöbnis ab. Wirke. Arbeite. Sags den Leuten. Klär sie auf. Befreie sie von dem Nationalwahn, du, mit deinen kleinen Kräften. Du bist es den Toten schuldig. Die Flecke schreien. Hörst du sie?

Sie rufen: Nie wieder Krieg —!

Ignaz Wrobel
im Berliner Tageblatt.

Zur Linderung der Wohnungsnot.

Berlin, 31. Dez. Die Schlafwagen werden jetzt gegen die Wohnungs- und Zimmernot in Dienst gestellt. Für Berlin werden mit Beginn des kommenden Jahres von der Eisenbahndirektion 30 Schlafwagen mit insgesamt 600 Plätzen auf dem Anhalter, dem Görlitzer, dem Stettiner, dem Lehrter und dem Militärbahnhof Schöneberg aufgestellt werden. Auf diesen Bahnhöfen ist die Möglichkeit gegeben, daß die Reisenden, ohne die Sperre durchschreiten zu müssen, durch einen besonderen Eingang zu den auf einem Nebengleis stehenden Schlafwagen gelangen können. Der Zugang wird unter Kontrolle eines Aufsichtsbeamten stehen. In den Wagen selbst wird das augenblicklich beschäftigungslose Schlafwagenpersonal die Bedienung der Reisenden übernehmen. Es werden Halbteile mit zwei Betten zur Verfügung stehen; falls ein Reisender einen solchen Raum für sich allein benutzen will, muß er auch die zweite Bettkarte lösen. — In dem Kartenpreis ist eine Versicherungsgebühr enthalten, die die Person und das Gepäck des Reisenden gegen Ueberfälle und Diebstähle versichert. Die Schlafwagen dürfen nur nachts benutzt werden und bleiben am Tage geschlossen. Für eine Erfrischung der Reisenden mit Kaffee, Tee, Frühstück u. s. w. wird vorläufig durch die Schlafwagenbeamten gesorgt werden, wo nicht eine Versorgung der Schlafgäste aus den Bahnhofswirtschaften selbst möglich ist.

Die „Hoheitszeichen".

Ein Protest hessischer Künstler.

In Darmstadt wird zurzeit mit erheblichen Kosten vom Giebel des Hauptpostamtes das „Hoheitszeichen" der verflossenen Zeit entfernt. Die Maßnahme erfolgt auf Grund einer Verfügung des Reichsministeriums, und es scheint in der Tat beabsichtigt, ihre gleichmäßige Ausführung in ganz Deutschland anzuordnen. In Darmstadt soll die Arbeit einen Aufwand von mehreren tausend Mark erfordern. Es bedarf nur geringer Rechenkunst, um ausfindig zu machen, daß die allgemeine Entfernung dieser Wappenzeichen und die damit notwendig verbundenen architektonischen Ausgleichsarbeiten im ganzen Reiche mehrere Millionen verschlingen müßte. Der „Verband der bildenden Künstler in Hessen" hat darum an die Hessische Staatsregierung eine Eingabe gerichtet, die auf die Unnötigkeit dieses Vorgehens und die sinnlose Vergeudung von Nationalvermögen, die dadurch heraufbeschworen wird, nachdrücklich hinweist.

„Ganz abgesehen von dieser unproduktiven Verschwendung," heißt es in der Protesterklärung, „bedeutet die Verstümmelung öffentlicher Denkmäler und Gebäude im einzelnen eine Fälschung historischer Wahrheit; sie muß als eine Barbarei bezeichnet werden, gegen die wir im Namen der deutschen Kultur und Kunst schärfsten Protest erheben. Das Wappen im Giebel des Hauptpostgebäudes ist kein beliebiges Firmenschild, sondern eine steinerne Urkunde, ein historisches Denkmal. Der Krieg gegen Denkmäler hat aber immer schon als kindisch und unreif gegolten. . . . Es sei daran erinnert, daß die Hoheitszeichen der geistlichen Stifte nach der Säkularisation (1806) erhalten blieben, ebenso wie die Wappenzeichen der früheren Standesherren und Landesherren unberührt und unter Denkmalschutz gestellt sind. Der Versuch, sie bei baulichen Umänderungen zu beseitigen, ist in vielen Fällen durch die Denkmalpfleger und durch die Kreisämter auf Grund des hessischen Denkmalschutzgesetzes verhindert worden. Hat dieses Landesgesetz für die Reichsbehörden keine Gültigkeit?

Wir bitten die Regierung, dafür Sorge zu tragen, daß wenigstens für Hessen die Wiederholung derartigen Vorgehens unterbunden wird und daß die verfügbaren Mittel lieber zur positiven Förderung künstlerischer Arbeit verwendet werden."

Man wird diesem Protest die Zustimmung nicht versagen. Wenn auch der Wappenschmuck und die sonstigen Hoheitszeichen der staatlichen Gebäude aus den letzten Jahrzehnten insgemein so geringe künstlerische Bedeutung haben, daß man sie kaum unter den Begriff Denkmalsschutz stellen wird, so ist die Entfernung vollkommen überflüssig. Auch das revolutionäre Rußland hatte sein Geld für andere Dinge nötiger als für die Vernichtung dieser erstorbenen Symbole. In Kiew z. B. hatte man im Jahre 1818 auf dem Prunkgebäude der Staatsbank ein mächtiges Gerüst aufgeführt, um das üppige, steinerne Wappenzeichen der Zarenherrschaft vom Giebel zu entfernen. Es stellte sich jedoch heraus, daß dieses Unternehmen immer mehr verschlingen würde, und man nahm davon Abstand. Erst blieb das Gerüst noch eine Weile stehen, dann ging man daran, es abzutragen. Auch die deutsche Republik wird nicht Schaden nehmen, wenn von alten Baulichkeiten Zeichen einer vergangenen Epoche, die nicht gerade provozierenden Charakter tragen, noch weiterhin herunterblicken.

Aus der kommunistischen Bewegung.

Berlin, 2. Jan. Im Moabiter Stadttheater fand am Neujahrstage eine öffentliche Versammlung der kommunistischen Partei Deutschlands statt. Ueber die Bilanz des verstrichenen Jahres referierte Rasch. Er schilderte die revolutionären Vorgänge des Jahres und bemerkte, daß die revolutionäre Epoche sich jetzt in einer Zeit des Niederstiegs befinde. Es zeigten sich jedoch schon wieder Ansätze zu neuem Aufstieg der revolutionären Bewegung. In Deutschland seien die Kleinbauern der Kern der Gegenrevolution. Im Proletariat habe sich eine Art Aristokratie herausgebildet, die sich noch immer vorwiegend zur alten Demokratie bekenne. Die furchtbare Wirtschaftsdepression, die eine dauernde Erhöhung aller Preise mit sich bringe, müsse in nächster Zeit neue heftige Lohnkämpfe hervorrufen. Deutschland habe die Brücke zur Sowjetrepublik gleich nach Eintritt der Revolution abgebrochen und dadurch die Möglichkeit verhindert, über manche Krise hinwegzukommen. — Zur Befreiung des Proletariats müßten die schärfsten und heftigsten Kämpfe geführt werden, nicht im Parlament, sondern in den Betrieben und zuletzt auch auf der Straße. Im verstrichenen Jahre hätten die Gewerkschaften ihre Unbrauchbarkeit als Organisation des Proletariats restlos bewiesen. — Die Kämpfe, die einsetzen würden, würden erbittert sein. Viele würden auf der Strecke bleiben, und man könne nicht wissen, in wie langer Zeit erst mit einem Siege zu rechnen sei.

Dresden, 2. Januar. Seit einiger Zeit entfalten die Kommunisten auch in Sachsen im Stillen wieder eine regere Tätigkeit, die auf eine geplante Reorganisierung ihrer Propaganda zurückzuführen ist. Die Kommunisten wollen den wirtschaftlichen und politischen Umsturz mit Hilfe revolutionärer Betriebsorganisationen, die an Stelle der Betriebsräte treten sollen und in Bezirke eingeteilt werden, an deren Spitze Bezirksführer stehen. Diese haben die Aufgabe, die Revolution in ihrem Bezirk zu organisieren, die Parteimitglieder revolutionär auszubilden und an dem Tag, an dem die Diktatur des Proletariats erklärt wird, die Durchführung aller Maßnahmen zu überwachen.

Es gibt mehr eingebildete Gesunde als eingebildete Kranke.

Ein gutes Benehmen ist ein Schlüssel zu jedem Haus.